

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 263.

Donnerstag, 9. November.

1916.

Uk Himmelreichs Schlüssel.

(Fortsetzung.)

Erzählung von Hans Grimm.

(Nachdruck verboten.)

Um vier Uhr schloß die Schule. Uk eilte sich nicht, er merkte, daß etwas um ihn im Gange war, er fühlte, er sei es seiner Ehre schuldig, nicht aus dem Wege zu gehen. Dem Moses war die Sache unheimlich geworden, er hielt sich neben Uk. Er dachte wohl, bin ich selbst bei ihm, so verflucht mich nicht gleich ein anderer vor ihm. Er war sehr freundlich zu Uk, er schenkte ihm fünf Marken, eine echte gestempelte Hamburg, kein Neudruck. Aber Uk blieb an jedem Laden stehen, sogar vor dem Spießgeschäft und dem Schneidersenster. Endlich mußte Moses abhinken, seine Elternwohnung lag in der entgegengesetzten Richtung, er wäre zu spät nach Hause gekommen. Schon an der nächsten Straßenecke gesellte sich ein anderer Klassenkamerad zu Uk. Er klopfte nicht lange auf dem Busch herum. Er fragte: „Du, Himmelreich, hast du die Schlüssel noch?“ Er wollte dann eigentlich sagen: „Du hast die Schlüssel, aber die Schränke hast du nicht!“ Im letzten Augenblick besann er sich und drückte sich vorsichtiger aus, genau wie Moses das erwartet hatte. Er sagte: „Du, Himmelreich, der Moses sagt, das ist doch alles Schwindel. Du bekommst die Schränke nicht.“ „Dummer Kerl“, antwortete Uk, ungerührt und fast belustigt. Was gilt es einem Reichen, wenn ein Hergelaufener ihn armer Schluder nennt! Aber die Sache ging weiter. Einer aus der Quinta überholte Uk, sie waren entfernt verwandt und nannten sich beim Vornamen. Der Quintaner erzählte: „Du, Uk, die anderen aus deiner Klasse sind da vorn, die schwächen alle: Das mit Himmelreich seinen Schlüsseln ist nur Mumpitz.“ — Uk erwiderte: „Ach, die wissen doch nix!“ Als der Quintaner von seiner Seite war, dachte Uk nach, und er packte auf, ob er die anderen sähe, und irgendeine ganz ungewohnte Stimme in seinem Innern erinnerte ihn einen Augenblick daran, daß er auch von hinten über die Schienen in den Güterbahnhof hinein könne. Da warf er die Oberlippe in die Höhe, wie er sich angewöhnt hatte, wenn er etwas nicht hören wollte. Einer von den Willenjungen war der Nächste, den er erblickte. Der Bub wartete. Er war vorgehoben und fühlte sich gar nicht wohl in seiner Haut. Er ließ Uk bis auf drei Schritte herankommen, dann rief er mit seiner quiekigen Stimme: „Himmelreich, wo sind deine Schränke? Du kriegst keine Schränke, Himmelreich!“, und wollte davon laufen. Uk war schneller. Ein paar Damen empörten sich über Uk: „Wui, was bist du für ein Gassenjunge! Du bist doch viel stärker und wirfst ihn in den Schmutz. Laß den Bub in Ruh.“ Da jagte der andere davon. Nun erkannte Uk die übrigen an der Schranke. Der Flüchtige lief auf sie zu. Uk verstand wohl, daß sie auf ihn warteten. Er ging schneller, er hatte die beiden Fäuste geballt. Je näher er kam, desto mehr zog sich der Haufe von der Schranke zurück. Alle riefen: „Er hat die Schlüssel, aber die Schränke hat er nicht. Er hat die Schlüssel, aber die Schränke hat er nicht.“ Sie wiederholten es immerfort und kamen näher und wurden lauter, als Uk durch die Schranke hineinging. Uk drehte sich einmal um, sehr

verächtlich. Er rief: „Ihr seid jetzt zu viele!“, dann verschwand er im Hause. Die draußen setzten ihr Geschrei fort, so unsinnig es war, sie steckten sich gegenseitig an, sie glaubten nicht mit Unrecht, daß Uk hinter den roten Scheiben der Haustür noch lauschend stände. Sie ließen erst ab, als der Schreiber drohend aus dem Bureau herauskam.

Von dem Schreiber und von der eigenen Frau, die der Lärm sehr schnell an das Fenster gezogen hatte, erfuhr Vorstand Himmelreich ziemlich genau, um was es sich handle. Ihrem Jungen hatte Frau Himmelreich nichts gefragt: sie setzte sich mit verweinten Augen zum Abendessen. Auch Himmelreich hatte ein verlegenes Gesicht, obgleich er anfangs gar nicht hatte begreifen wollen, was das Gerede der Schulkungen eigentlich ihn angehe. Durch die anhaltenden Klagen von Frau Etta war er allmählich unsicher geworden. Er wünschte sich selbst hin, wo der Pfeffer wächst, und ganz gewiß weit fort von seinem Familientische. Der verdammte Bengel half ihm auch gar nicht. Er schwieg, er schwieg, er schwieg, und sie warteten doch beide, daß es herausbräche. . . . „Es wird herausbrechen“, hatte Frau Etta erklärt.

Als das Abendessen fast fertig war, faßte Himmelreich angenehme Hoffnung. Er dachte: „Nun, sie hat sich einmal wieder angestellt, aber gekommen ist nichts danach. Ich könnte jetzt etwas erzählen.“ „Mir fällt eben eine sehr lustige Geschichte ein“, sagte er, im voraus lächelnd. Da blickte ihn der Junge so eigentümlich an; Himmelreich schwieg erschreckt still. „Aha, also doch, na ja!“ Uk zögerte noch ein Weilchen, dann legte er den Rüssel hin und rückte den Stuhl noch etwas zurück. Es brach nicht heraus; er erkundigte sich ganz kurz: „Wann kommen die Schränke?“

Frau Himmelreich hob den Kopf und runzelte die Stirn und stach ihren Mann ordentlich mit den Augen. Himmelreich rief sich ganz schnell die Hände. Mit Zöbialität, fiel ihm ein, mit Zöbialität geht's wohl am besten, und etwas energisch abschließen.

Er lachte. Frau Etta hatte das Lachen so ungern. Er lehnte sich vorwärts. Er klopfte Uk auf die Schulter. „Ughen, Ughen, Ughen! Du bist doch schon so groß, nicht wahr? Na ja, also das ist doch nicht so gemeint. Na ja. Die Schränke, ach Gott natürlich. Du bekommst doch auch jetzt mehr Taschengeld. Na, und so geht das immer weiter. Du weißt ja auch, daß Frau Holle die Betten nicht wirklich schüttelt, wenn es im Winter schneit. Na ja, so was erzählt man eben den Kindern. Aber das muß ich dir doch sagen, als Gymnasiast fragt man nach so etwas überhaupt nicht mehr, Nein, wirklich nicht!“

„Wie kannst du nur! Wie kannst du nur!“ rief Frau Himmelreich empört. Da wandte sich Uk ihr zu und sagte im gleichen Tonfalle wie vorher: „Du hast es mir noch viel öfter erzählt als Vater!“

Frau Himmelreich sprach in den nächsten Tagen stundenlang auf ihren Jungen ein. Sie konnte nichts

kürz machen: sie füllte des Kindes Ohren mit Sachen, die es gar nichts angingen. Sie wollte ihre Seele befreien. Sie wollte sich freisprechen. Sie wollte schließlich überhaupt nicht mehr, was sie wollte. Sie redete und redete und redete. Ull antwortete nichts, er hörte wahrscheinlich nicht die Hälfte. Als Frau Himmelreich fertig wurde, spürte sie ein große Erleichterung und hatte die deutliche Entfaltung, sie habe die durch Himmelreich so unglaublich verfahrenen Sache nun doch noch in das rechte Gleis gebracht. Sie teilte das auch Himmelreich mit, und Himmelreich stimmte ihr gern bei, als sie schloß: „Gottlob, daß das Kind bewahrt wurde von einer allzu harten Enttäuschung, da es dies nun einmal so fest glaubte. Laß es dir eine Warnung sein!“

Es war aber diese Enttäuschung, trotzdem sich Mutter und Vater beschwichtigten, dennoch Ullens stärkstes und schwerstes Jugenderlebnis. Es fielen Steine in den Teil der immer noch bereiten Furchen seiner Seele, und die anderen besäten Furchen schlossen sich fest und endgültig über ihren Körnern.

Als später die Ernst-Heinrich-Bahn verstaatlicht wurde und Himmelreichs mit einer kleinen Pension vor die Tür und in eine enge städtische Mietwohnung hineinkam, als danach Frau Etta starb, bedeutete das für den jungen Menschen selbstverständliche und erwartete Ereignisse. Die Schlüssel behielt Ull auch nach seiner Enttäuschung am Hals. Frau Etta meinte darin einen echten Beweis erkennen zu dürfen, daß, wie Himmelreich sich ausdrückte, Ull selbst sich an die übertragende Bedeutung gewöhnt habe, und es war doch nur Trost, und weil niemand etwas merken sollte. — — —

Die Jahre vergingen, mit den Schlüsseln trat Ull Himmelreich eines Tages in die Welt. Er wandte sich hierhin und er wandte sich dorthin. Er fing dieses an und fing jenes an. Er wechselte schließlich Aufenthalt und Arbeit so rasch, daß ihn die seltenen, halb brummigen und halb zufriedenen Briefe des alten Himmelreich am neuangegebenen fernen Orte fast nie mehr erreichten. Er lernte in dieser hastigen Zeit, wie ein geschickter und herber Mensch sich in der Heimat und jenseits der Grenze wohl unschwer auf den Füßen halten könne, wie diejenigen aber, die im Besitz saßen, eifern fest daran hielten und auf einen kurzen, stürmischen Anlauf hin noch lange keine goldene Gelegenheit preisgaben. Es war eine verdrückliche Lehre, und Ull Himmelreich kam frohe, je mehr sie ihn verdroß, an einen schmalen Kreuzweg. Da machte er, als er eben wieder einberufen gewesen war und gerade das allmählich doch unbequeme Schreiben an den alternden Vater schon aufgegeben hatte und sich trotzdem noch unentschlossen zurückhielt, eine Bekanntschaft. Die Folge der Bekanntschaft war, daß Ull und sein Geselle bald an Bord eines Boermannsdampfers auf dem Atlantischen Ozean nach Süden fuhren. Sie reisten von einem holländischen Hafen aus. Der Name Ull Himmelreich erschien nicht in den Schiffslisten. Der Geselle kannte ihn wohl selbst nicht und er forschte im übrigen bei dem jüngeren Begleiter nicht nach rückwärts. Ihnen beiden lag alles voraus, sie hatten genug damit zu tun. So zog Ull Himmelreich mit dem aufgelesenen Namen und einem Schlüssel, der andere war in den gefährlichen letzten Wochen in einem fremden Schranke abgebrochen und stecken geblieben, in sein zweites Leben hinein. Von dem zweiten Leben erwartete er, es müsse und werde in Eile und fast spielend gut machen, was das erste nach seiner Ansicht an ihm gesündigt hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Wie doch die Tage alle ungleich sind,
Und doch so gleich in ihrem tiefsten Wesen:
Weht jede Regensflut verhaucht im Wind, —
Woht jedes Leiden fällt ein hold' Geschenk.

Hans Gähgen.

Abendstunde vor Verdun.

Von E. Hampe.

Wieder hat die Schlacht vor Verdun mit neu aufblühendem Kampffieber eingesetzt, wieder wogt das Ringen weiter auf dieser alten Kampfstätte hin und her, die schon von den vorangegangenen Schlachten wie keine zweite Gegend der Welt das gewaltigste Bild eines furchtbaren Gigantentampfes bietet, das je Menschenaugen schauten. Geradezu grauenhaft schön, überwältigend ist der eigenartige Reiz, den allein schon der Anblick dieses Schlachtfeldes in einer ruhigen Stunde auf ein noch aufnahmefähiges Gemüt ausübt. Denn nirgendwo gibt es auch an den heftigsten Kampfplätzen einmal eine ruhige Stunde zwischen beiden feindlichen Fronten. Und wer dann noch vermag nach dem wilden Kampfesdröhnen des Tages in einer stiller gewordenen Abendstunde mit empfänglichem Auge den Kopf über des Grabens Rand hinwegzuheben oder aus seinem notdürftigen Unterstand herauszutreten, um ohne der Schlacht selbst zu gedenken, nur die Eindrücke aufzunehmen, die das gleichförmige hochhügellige Gelände um ihn bietet, der wird ganz verwundert in diese Gegend schauen, so seltsam mutet sie ihm an.

Das ist ja wahrhaftig ein Märchenland, wie ein Bild aus „Tausend und eine Nacht“. Diese gleichmäßig, wie hohe Wellenberge geschwungenen Höhenzüge, ohne Baum, ohne Strauch, ohne ein Hafer Grün erglänzen in dem vergoldeten Lichte der Abendsonne zu einem tiefen rötlichen Braun. Es scheint, als sei der Samum, der Sturm der Sahara, über diese Sandberge hinweggebraust und habe in reizvollem tausendfachen Wechsel den Sand bald zu kleinen Hügeln bald zu freisunden Vertiefungen verweht. Und tausendfach wechselnd, entsprechend diesen eigenartigen Gebilden des Bodens, die ihn bedecken, wohin auch das Auge sich wendet, bricht sich der Sonnenglanz in Licht und Schatten, so daß es wie ein lebendiges waberndes Flimmern über diesen toten Strecken weht. Zu diesem roten Braun der Höhen tritt, um das Märchenbild zu vervollkommen, das satte tiefe Blau des Abendhimmels, gegen den sich die fein geschwungenen Höhenlinien der zerstäubten Rücken in seltsamer Weichheit abheben.

Auf hochragendem breiten Sandrücken stehen vom tiefen Himmelsblau die Umrisse einiger niedriger Mauerwerke ab, die in ihrer Farbe dem Boden gleichen, auf dem sie stehen und verwittert und zerfallen dreinschauen, als sei eine Zeit von Jahrhunderten über sie hinweggeschritten. Bei dem einen läßt sich noch deutlich eine runde tiefliegende Kuppel unterscheiden, die in dieser ganzen Stimmung an eine herabgesunkene Kuppel einer uralten Moschee des Orients erinnert.

Und doch sind diese toten Mauerwerke, die Jahrhunderte dort schon in Vergessenheit zu schlafen scheinen, allerneueste Festungswerke gewesen! Dies eine dort vorwärts das Werk Thiaumont, das andere mit der niedergehenden Kuppel ist die Feste Douaumont. Links seitwärts davon blüht ein weißlich schimmerndes Feld, das sind die letzten übriggebliebenen Steine des einstigen Dorfes Douaumont, die nur noch als Schotter jene Stellen bedecken, da vor einigen Monaten noch das Dorf gestanden hat. Etwas abseits davon erhebt sich flach ein leicht aufgetürmter Steinhaufen, dem Auge aus der Ferne kaum größer erscheinend als ein Sandhaufen, wie ihn Knaben zum Spielen sich schütten, das war die Kirche von Douaumont. Und wenn man nun die breite Mulde entlang blickt, die in gewundener Bahn sich bis zur Feste hinaufzieht, kann man an dem frischen Braun ganz deutlich eine breite Spur von lauter neuen tiefen Löchern erkennen, die in der Sohle der Mulde entlangführt. Als sei soeben dort eine Schar von Riesenelefanten entlanggestapft, so sieht es aus — und ist doch nichts weiter als die dem schon durch Millionen solcher Löcher zerfetzten Boden eingetragene Spur des Sperrfeuers, das der Franzmann soeben gelegt hatte.

Ja, wer jetzt genauer hinsieht, der erkennt, daß von dem ganzen toten braunen Boden, den er schaut, auch nicht einige Meter ursprüngliche Oberfläche mehr vorhanden ist. Alles ist Feld an Feld von den Graraten zerwühlt, umgeworfen, bald zur Erhöhung, bald zur Vertiefung geformt, in furchtbarer, willkürlichem Spiel. Es ist auch in Wirklichkeit kein Sand, wie es scheint, was das fläut und spritzt, denn dieser Boden trug einst eine dunkle Erdbodenschicht und darunter Felsgestein. Von dem Erdboden jedoch ist nichts mehr da, der wurde in alle Winde verstreut, nur die freie Oberfläche

des Gesteins wurde von den Granaten zermürbt zu Splitter und Staub.

Diesen zogen sich noch kürzlich in diesen Schluchten und Wäldern grünten an ihren Hängen! Aber nur noch umgestülpte morsche Wurzeln liegen weithin verstreut, und in den Tälern grünt nicht mehr ein Palm. Genug, daß gerade noch die Höhenlinien sich nach der Karte wiedererkennen lassen; und doch scheint es, als seien auch die Berge in sich zusammengefunken, denn die Täler sind seltsam breit von dem den Hängen entglittenen mürben Gestein, so daß es aussieht, als rutschten die gegenseitigen Hänge auf der Talsohle ineinander.

Das ist das Schlachtfeld von Verdun, gespensterhaft, grau-schön bei friedlichem Anblick. Ein einziges, meilenweites Trümmerfeld der Natur ist's, das im Pörsellicht der untergehenden Sonne mit seinen millionenfachen Deulen und Buckeln in eintönig staubbraunem Boden einer Mondlandschaft gleicht oder eines Sagenlandes, das in einem Schlaf von tausend Jahren das Weiterleben ganz vergaß.

Stellt man sich aber recht hoch und schaut weitaus in der Richtung nach der Heimat, dann sieht man in der Ferne feine grüne Linien verschwimmen. Dort ist noch Leben, dort noch friedvolles Treiben — hier aber schritt die Schlacht! Und horch! Schon trommelt es wieder hinter den nächsten Höhenzügen, es ist, als schlug jemand hart und schnell hintereinander auf die Tasten eines Riesenklaviers und brächte statt Töne ein wildes Chaos von Rischen, Heulen, Pfeifen und Singen hervor. Das sind unsere Geschütze, die irgendwohin vor uns ihr Sperrfeuer legen. Bald kommt auch Antwort von drüben. Mit herzendem Krach schlagen Granaten auf Granaten gegen den gemarterten Boden im Grunde, Steine, Staub und Rauch emporwirbelnd, der sich in langer Wolke durchs Tal zieht. Nun wird dieses Brausen und Heulen, das Mischen und Krachen ohne längere Pause fortwähren die ganze Nacht.

Die friedliche Abendstunde ist vorbei! Schnell noch einen Abendgruß hinüber zu den fernen lichtgrünen Höhen der Heimat, dann verlangt die Schlacht wieder alle Gedanken! (Benf. Wln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die wissenschaftliche Quellenverwertung der Zeitungen. Durch den Krieg, seine Vorgeschichte und seine Begleitumstände wurde das Zeitungslesen in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt. Es wurde festgestellt, daß man es in Deutschland bisher nicht in dem Maße unterstützt und verwertet hat, wie dies hätte geschehen können und sollen und wie es auch in anderen europäischen Ländern, vor allem in England und Frankreich, der Fall war. Nunmehr werden die verschiedenen Seiten dieses Problems erörtert, so daß die schon so lange erhoffte Erhöhung fördernden Interesses auf diesem Gebiete wohl endlich eintreten wird. Von einer bisher wenig besprochenen, aber darum nicht minder wichtigen Seite wird dieses Problem durch Dr. Ernst Götz im nächsten Heft der „Grenzboten“ beleuchtet. Dr. Götz geht ebenfalls von der Notwendigkeit aus, die Presse so zu unterstützen, wie es im Ausland üblich war und ist. Niemand kann mehr bezweifeln, daß gerade dieser Krieg gezeigt hat, daß der Mangel an Heranziehung publizistischer und journalistischer Kräfte durch unsere im Ausland akkreditierte Diplomatie uns nicht gerade fördernd gewesen ist. England und Frankreich hatten schon längst die Bedeutung politisch-journalistischer Agitation erkannt. Hierfür wurden von offizieller Seite namhafte Summen ausgelegt, Agenten verstreuten sich über die ganze Welt, und wir haben in der Kriegszeit oft genug Gelegenheit gehabt, die Wirksamkeit dieser Agitation zu beobachten. Aber das Zeitungslesen läßt sich auch noch in anderer Beziehung verwerten, und zwar in der Zusammenstellung wissenschaftlichen und praktischen Materials. Schon jetzt hat der Krieg hier auf dem Gebiete der praktischen Politik und der politischen Berufarbeit einige Ansätze hervorgebracht und alte Erinnerungen zu neuem Leben wachgerufen. So hat die Stadt Köln beschlossen, nach dem Kriege an ihren beiden Hochschulen — an der Handelshochschule und der Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung — einen Lehrstuhl für Zeitungslesen zu errichten. Besonderen Wert aber wird es, nach Dr.

Götz, haben, sich systematisch der Sammlung des Quellenmaterials aus den Zeitungen und Zeitschriften zu widmen. Dieser Wert wurde in ganz kleinen Grenzen sogar schon von Privatleuten aus allen Bevölkerungsschichten erkannt, die seit Kriegsbeginn Zeitungen und Zeitschriften sammeln. Tatsächlich wurde bei uns im Frieden eine solche Verwertung der Zeitungen so gut wie unberücksichtigt gelassen. Jetzt wurde der schiedentlich der Versuch gemacht, diese ebenso bedeutsame wie lobnende Arbeit in Angriff zu nehmen. Eine solche sachkundig geleitete Sammlung des sich aus den Zeitungen ergebenden reichen Quellenmaterials kann ohne Übertreibung als eine der wichtigsten Vorarbeiten für die historische Forschung betrachtet werden. Am einfachsten ist hierbei das Ausschneidverfahren, das im Laufe des Krieges an verschiedenen Orten eingeführt wurde. So rief die Universität Jena eine Sammlung ins Leben, die bereits eine große Anzahl von Bänden umfaßt. Eine noch umfangreichere Einrichtung dieser Art entstand an der Universität Leipzig, wo Prof. Herze die historische, Prof. Eulenburg die volkswirtschaftliche Abteilung leitet. Aus inländischen und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften wurden in Leipzig alle in Frage kommenden Aufsätze in besonderen Rubriken gesammelt. So bildete sich schon jetzt ein Archiv, in dem man sich mit Beiläufigkeit von den verschiedensten Standpunkten aus über die Entwicklung des Krieges zu unterrichten vermag. Unter den in Leipzig gesammelten Rubriken seien als Beispiele genannt: Rohstoffversorgung, Endergebnisse in Deutschland, in Österreich, in Frankreich, Kriegsgreuel usw. Auch Eberhard Buchner hat den Weg der Zeitungsammlung als Quellenmaterial beschritten durch Herausgabe seiner „Kriegsdokumente“, deren sechster Band vor kurzem bei Albert Lange in München erschienen ist. Noch ein Versuch auf diesem Gebiete sei genannt, nämlich das von dem Direktor des Großherzoglichen Haus- und Staatsarchivs in Darmstadt begründete „Gefäßliche Kriegszeitungsarchiv“, das sich bei seiner Sammeltätigkeit allerdings von Haus aus auf das Großherzogtum Hessen beschränkte. Um diese Versuche nicht Einzelfälle und Stückwerk bleiben zu lassen, ist eine einheitliche Regelung dieser Sammeltätigkeit nach dem Kriege dringend zu wünschen. Wir brauchen eine Organisation von Zeitungsarchiven, etwa ein „Zeitungsmuseum“, damit aus dem Tagesdienst der Gegenwart Werke moderner Quellenkunde entstehen, die den Zeitgenossen zum Nachschlagen, der Nachwelt zum Nachforschen dienen. Hoffentlich wird unter den geplanten Neuorganisationen auf dem Gebiete des deutschen Pressewesens auch eine dauernde Einrichtung zu finden sein.

Kriegsnagelungen in Niederdeutschland. Die außerordentlich verbreitete Sitte der Kriegsnagelungen hat manchen künstlerischen Tadel, nicht mit Unrecht, über sich ergehen lassen müssen. Tatsächlich sind auch eine ganze Anzahl Entgleisungen im Reich der Geschmacklosigkeit vorgekommen. Doch darf nicht vergessen werden, daß die Nagelungen für das rote Kreuz und andere Kriegswohlfahrtsunternehmungen statifinden und daher vor allem Werbezwecken für noch wenig und dankenswerte Sammlungen dienen. Trotzdem gibt es wohl Mittel und Wege, das Notwendige und Praktische mit dem Schönen oder doch wenigstens Geschmackvollen zu verbinden, und eine Betrachtung der Kriegsnagelungen in Niederdeutschland, wie sie O. Welken in der Zeitschrift „Niederjachsen“ veröffentlicht, bietet einen Beweis hierfür. Im Osten des niederdeutschen Sprachgebietes achtete man darauf, Abwechslung zu schaffen, wobei man auf sagenhafte Persönlichkeiten und besondere Elemente der betreffenden Orts Geschichte zurückging. So stellt der Ordensritter von Graudenz ein Sinnbild niederdeutscher Kolonisation dar, und auch der Wehrmann in Königsberg hat seine auf Überlieferungen zurückgehende Bedeutung. In Danzig stellte man eine Kriegssäule zur Nagelung auf, in Köslin ein Hindenburg-Kreuz, in Greifswald einen Greif und Adler, in Stettin wurde die Haupttür der Garnisonkirche benagelt. Vielfach wurden zu Benagelungszwecken auch Wappen der Städte in Holz verfertigt, so in Straßund und in Bismar. Schön und sinngemäß sind die Nagelungswahrzeichen der Hansestädte. Lübeck hat seinen alten Doppeladler, Hamburg einen eisernen Michael, Bremen den Roland, Bremerhaven den Bremer Schlüssel. Sehr bekannt wurde in Altona und in Schleswig der „Horn Hinnerk“. Daß man auf diesem Gebiete, wenn man nicht gedankenlos vorgeht, auch etwas Künstlerisches zu leisten vermag, zeigte besonders das Städtchen Hemme. Dort wurde für die Nagelung eine in Eisen

geschnitzte Tafel aufgestellt, auf der dargestellt ist, wie Pflug und Schwert die Frucht des heimatischen Bodens beschirmen. Grundherum eine Inschrift: „Mit Ploog und Iſen wüßt wi de Welt wat wiesen.“ Das westliche Niederdeutschland zeichnet sich besonders durch charakteristische Wahrzeichen aus. In Hagen und Bochum gibt es einen eisernen Schmied, in Dortmund einen Reinoldus, in Schwerte ein Schwert, in Detmold die lippeſche Roſe. Man ſieht, daß die Riegelungen vor allem dann den Geſchmack nicht verfehlen, wenn man auf Abwechſlung achtet und ſinngemäße Symbole für die Darſtellung wählt.

Der Unabhängigkeitsſtraum in der polniſchen Dichtung. Die Proklamtion eines freien Königreiches Polen bringt nunmehr endlich die nationale Sehnſucht der Polen zur Erfüllung, die durch alle Widrigkeiten des Schickſals und der Geſchichte, durch Kämpfe, Auflände und Unterwerfungen ſtets in der Seele des polniſchen Volkes lebendig blieben. Die harten Leiden, die gerade dieſes aus innerſtem Drang der Freiheit zugewandte Volk durchmachen mußte, haben nicht nur den Charakter des Durchſchnittspolen geprägt, ſondern auch auf die polniſche Wiſſenſchaft, Kunſt und Philoſophie eine ſtändige Wirkung ausgeübt. Die polniſche Dichtung war ſeit jeher mehr als Kunſt, ſie war zugleich ein glühendes politiſches Glaubensbekenntnis, deſſen Feuer durch den harten Gegenſtand immer wieder von neuem angeſacht und erhalten wurde. Ein Gedanke iſt faſt allen polniſchen Literaturſtrömungen gemeinſam eigen, der Unabhängigkeitsſtraum, der in der polniſchen Dichtung zu ſtärkſtem Ausdruck kommt. Dieſer Unabhängigkeitsgedanke bildete ſich mit Macht im 19. Jahrhundert, deſſen Umwälzungen für Polen ſo bedeutſam waren. Während in den erſten Jahrzehnten eine Art Pſeudoklaſſik herrſchte, entwickelte ſich allmählich eine ungeſtümte Romantik, die innig mit der politiſchen und ſozialen Revolution verquickt war. Der Führer der polniſchen Dichter um die Mitte des 19. Jahrhunderts, Adam Mickiewicz, deſſen Kunſt die nationale Erhebung des Jahres 1831 widerſpiegelte und bis auf unſere Tage verewigt hat, wandte ſich ſtärkſten nationalen Stoffen zu. Mit ihm begann die polniſche Unabhängigkeits- und ideale Freiheitsdichtung mit lodernem Temperament und auf eine verinnerlichte, durchgeſtiegte Weiſe. Den Umpſprung bildete das phantaſtiſche Drama „Die Ahnenfeier“. Dieſes in vielem an Goethes „Faust“ erinnernde Werk iſt getragen von der Not der Polen unter ruffiſcher Herrſchaft, und zwiſchen ſeinen beiden Teilen liegt die Flucht Mickiewicz' aus ſeiner Heimat, in die er nie mehr zurückkehren ſollte. So wurde der zweite Teil der „Ahnenfeier“ in Deutſchland geſchrieben. Er enthält die erſchütterndſten Klagen über die Leiden des polniſchen Volkes. Moderner in ſeiner Technik, aber nicht minder von dem Unabhängigkeitsſtraum erfüllt ſind die Werke von Mickiewicz' Zeitgenoſſen Julius Slowacki. Auch Slowacki dichtete für die nationale polniſche Idee, wie der artiſtiſche und frühentwickelte Graf Adam Mickiewicz, der die Wiederherſtellung der polniſchen Freiheit durch Demut und göttliche Hilfe als eine Art religiöſer Erlöſung dichteriſch darſtellte. Dieſer Gedanke kehrte immer wieder in allen Dichtungen aus der Zeit von 1831—1833, aus der Zeit der Auflände, die Polens beſte Kraft verbluten ließen, um dann durch den ungünſtigen Ausgang wieder die Nation der Unterdrückung zutreiben. Die Kataſtrophe des Jahres 1833 bedeutete naturgemäß den Bankrott der alten Romantik der polniſchen Dichtung. An Stelle der Poefie traten der tendenziöſe Roman und das Theſendrama. Der Freiheitsgedanke wurde nunmehr hauptſächlich in hiſtoriſchen Romanen weiterverfolgt wie in den Recken des berühmten Demokraten Jez, die ſich der Freiheitskämpfe der Wallenſtätter als Unterlage bedienten. Den größten Erfolg unter allen polniſchen Dichtern im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts aber hatte unſtreitig Henryk Sienkiewicz, der den Unabhängigkeitsſtraum geſtaltete, indem er in ſeiner Triologie „Mit Feuer und Schwert“, „Die Sintflut“, „Der Wollodyjowski“ die polniſchen Kämpfe des 17. Jahrhunderts darſtellte, da er wegen der durch die ruffiſche Jahrhundert ausgeübten Zensur ſich ins Geſchichtliche flüchten mußte. Die moderne Literatur Polens, die von 1830 ab datiert und ſich durch die Mitwirkung genialer Frauen, wie der E. v. Orzeſko und der noch bedeutenderen Maria Konopnicka, auszeichnet, nahm die Propagierung des Unabhängigkeitsſtraumes in der idealen und unverhüllten Weiſe des Mickiewicz' wieder auf. Da die Ruſſenherrſchaft nicht volle Offenheit geſtattet, nimmt die Freiheitsdichtung dieſer

Periode vielſach die Flucht zur Symbolik und zur Philoſophie. Einer der ſtärkſten Künſtler dieſer Richtung und ein Abgott der modernen polniſchen Jugend wurde Vincenty Dutoslowski. Nichts aber iſt für die moderne polniſche Dichtung ſo bezeichnend wie ihre ganz eigenartige Volkſtümlichkeit, die ſich auf die geſunde Kraft des polniſchen Bauernstums ſtützt. Die modernen polniſchen Schriftſteller bauten auf einer der Hauptſtützen ihres Volkes und Landes, auf ihrem Bauerntum auf, und dieſe Bauernliteratur entdeckt erſt völlig die Weſenart der polniſchen Volksſeele. Auch hier finden wir immer wieder den Unabhängigkeitsgedanken, ſowohl in den Arbeiten des Epikers Reymont wie in den Bauerngeſchichten von Prus bis zu den konzentrierten Stimmungsbildern Jeromski. So zeigt ſelbſt der kürzeſte, flüchtigſte Überblick, daß die Literatur für die Polen ein ſtarkes politiſches Band bedeutete, eine Macht, die das nationale Gefühl weckte und ungebrochen aufrecht erhielt, trotz der Abhängigkeit, in der ſich Polen ohne Unterbrechung während der letzten 100 Jahre beſand. Darum iſt zu erwarten, daß die polniſche Dichtung durch das neueſte geſchichtliche Ereignis eine neue Jugend erlangen wird, die hoffentlich an Stelle der Sehnſucht die Erfüllung wird verherrlichen dürfen.

Die Londonerinnen in Khaki. Die Khakimode der Londonerinnen hat in der letzten Zeit dermaßen überhand genommen, daß die engliſchen Mäſter ſich nunmehr energiſch gegen dieſe immer weiter verbreitete Geſchmackloſigkeit wenden. Anfangs hatte man den Frauen und Mädchen, die irgendwie für die Heeresverwaltung Dienſte leiſteten, das Tragen eines gewiſſen Abzeichens geſtattet. Dieſes genügte aber den Frauen nicht, und ſie ahmten in ihrer Kleidung immer mehr den engliſchen Feldſoldaten nach. Heute ſieht man, wie die „Daily Mail“ in einem höchſt ärgerlichen Artikel ausführt, überall in London eine Unzahl Frauen in regelrechten Khakiuniform. Man begegnet ihnen auf der Straße, in den Omnibussen, auf den Bahnſteigen, ja ſelbſt in Gaſthäuſern und Vergnügungſlokalen. Es ſind Mädchen und Frauen, die als Krankenpflegerinnen oder Kraftwagenführerinnen für irgendwelche Hilfswerke im Dienſte der Armee beſchäftigt ſind. Manche unter ihnen ſcheinen ihren Stolz darein zu ſetzen, dieſes Soldatenspieler auf die Spitze zu treiben, indem ſie auch die kleinſte Einzelheit der wirklichen Uniform nachahmen. So gibt es Frauen in Khaki, die ſich auch ſelbſt befördern, indem ſie Abzeichen von Leutnants und Hauptleuten tragen und das traditionelle Reitſtöckchen des engliſchen Offiziers unter den Arm klemmen. Die „Daily Mail“ führt aus, daß man nicht einſehen könne, inwiefern eine ſolche kindiſche Weſterade etwa die Frauen in ihrer Tätigkeit unterſtützen ſollte. Andererſeits müſſe aber jeder aus dem ſelbe beurlaubte Soldat hierdurch auf das gröblichſte in ſeinen Empfindungen verletzt werden. Es ſei ſchon genug, wenn man Kinder in Generaluniform an der Hand ihrer Erzieherinnen auf den Straßen paradien ſehe. Das Benehmen der khakifüchtigen Frauen ſei in jeder Beziehung zu verdammen, und es ſei mehr als verwunderlich, daß die Weiber biſher noch nichts dagegen zu unternehmen wagte. Auch würde auf dieſe Weiſe eine Unmenge Khakistoſſ leichtſinnig vergeudet, was auch ſehr ins Gewicht falle, da die mit der Lieferun von Uniformen beauftragten Werkſtätten ohnedies inſolge des Mangels an Arbeitsperſonal ihren Pflichten nur langſam und unter großen Schwierigkeiten nachkommen können. Außerdem bemerkte man dabei eine Erſcheinung, die zu denken nahe, die Frauen ſeien offenbar im Vergriff die weibliche Grazie zu verlieren, und der Krieg habe dazu geführt, daß jede Londonerin verſucht, ihrem Auftreten auf irgendeine Art einen ebenſo unnatürlichen wie unſympathiſchen männlichen Charakter zu verleihen. Wenn man nicht bald allen Frauen das Khakitragen verbiete, würde mit Ausnahme der nichteingezogenen Männer jeder Menſch in London in Uniform herumlaufen. Der Gipfel der Geſchmackloſigkeit aber werde damit erreicht, daß viele Frauen ſogar Wert darauf legen, die echten Offiziere militäriſch zu grüßen und ſie ſo auch zur Erwidern dieſes Grußes in gleicher Weiſe zwingen. Wenn man die langen Zeitungſpalten überſieht die in der Londoner Preſſe täglich mit Berichten über Drückbergereien gefüllt ſind, muß man jedenfalls feſtſtellen, daß die Londoner Frauen dem Khaki mehr Liebe entgegen bringen als die Männer. Daß die engliſche Armee hiervon irgendwelchen Nutzen hat, wird aber wohl ſehr mit Recht von der „Daily Mail“ bezweifelt.